

Familienblätter.

Sonntags = Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 51.

Posen, den 18. Dezember.

1881.

Absolution.

Von Richard Urbanus.

(Fortsetzung.)

Immer noch hatte Euphrasius seiner alten Liebe daheim im schönen, sonnigen Frankreich nicht vergessen; immer noch klopfte sein Herz höher, wenn er an Sybille dachte. Seine letzte Begegnung mit ihr, als er kurz vor seiner Abreise in ihrem Hause sich befand und sie mit ihren Kindern gesegnet hatte, stand noch lebhaft vor seiner Seele. Wie schön war sie, wie lieblich waren ihre Kinder, und mit einem Seufzer mußte er hinzusehen: wie glücklich sah sie aus! Diese letzte Begegnung lag immer noch schwer auf seinem Herzen. Als ein demüthiger Hilfsuchender, als ein einsamer Mönch war er zu ihr gekommen. Seine verwundete Eitelkeit erzählte ihm, wie unvortheilhaft er ausgesehen habe. Sybille mochte sich in ihrem Herzen darüber freuen, daß sie einen Mann nicht geheirathet hatte, der so schnell gealtert hatte. Bruder Babolinus blühte mit großer Ehrfurcht zu seinem Kollegen empor, und eines Tages sagte er halb in Scherz zu ihm: „Wenn man uns hier erschlagen sollte, Bruder, so würdest Du in fünfzig Jahren sicher heilig gesprochen werden.“

Es ist nicht gut, immer gelobt zu werden. Euphrasius wurde von seinen Schülern, wie von seinem Antagonisten so verehrt und so hoch geachtet, daß er nahe daran war, sich zu überheben. Er wußte, daß er mit aller Kraft seine Arbeit verfolgte, daß er so gut als möglich Gott zu dienen versuchte, und oft blickte er fast vorwärtsvoll gen Himmel, als ob er sagen wollte: Warum hast Du mir diesen Monsieur Rigobert gesandt? Rigobert war in der That nicht nur lästig, er war auch für die weitere Ausbreitung des Evangeliums im höchsten Grade hinderlich.

So vergingen viele Monate. Da kam eines Tages ein Kurier mit Briefschaften und Nachrichten aus dem fernen Europa. Babolinus, der die Briefe erbrochen hatte, stürzte sofort in das Schulzimmer, winkte und hielt hoch erhoben in der Hand ein großes offenes Dokument, an welchem ein mächtiges Siegel hing. „Vater, Vater!“ rief er aus, und Freudenthränen schossen aus seinen Augen, indem er sich zu den Füßen seines Freundes hinwarf, „laß Deinen ersten Bischofssegnen auf mir ruhen.“

„Was bedeutet das?“ frug Euphrasius erstaunt.

„Der heilige Vater hat Seiho in einen Bischofsstuhl verwandelt und Dich zum ersten Bischof ernannt“, antwortete Babolinus, noch auf den Knien liegend. „Jetzt kann ich wie Simeon in Freuden sagen: Laß Deinen Diener fahren, o Herr! und bald wird nun der Tag kommen, daß wir Beide getrennt werden.“

„Warum sollten wir getrennt werden?“ frug Euphrasius. Dann, nachdem er seine Schüler und Schülerinnen gesegnet und sie entlassen hatte, setzte er sich mit Babolinus nieder und Beide lasen die Briefe sorgfältiger durch, die ihnen aus der fernen Heimath zugegangen waren. Die mitgesandten Dokumente bewiesen, daß man Berichte nach Rom gesandt hatte, die nur von Babolinus gefertigt sein konnten, und in denen der Muth, die eifrige Hingabe, die Frömmigkeit des Bruders Euphrasius, sowie sein Erfolg als Missionar auf's Höchste belobt wurden. Man hatte daher beschlossen, ihn zum Bischof zu ernennen und zwölf neue Missionäre nach Seiho zu entsenden, die unter seiner Leitung weiter arbeiten sollten. Sobald diese Missionäre angekommen, sollte der neue Bischof den Bruder Babolinus zu seinem Stellvertreter einsetzen und sich nach Rom begeben, um die Investitur zu erhalten und weitere Befehle entgegenzunehmen. Bei seiner Rückkehr nach China sollte er, wenn er es für nöthig hielt, noch mehr Missionäre, Lehrer und Lehrerinnen mitnehmen, damit die

Bekehrung der Chinesen, auf die man große Hoffnung gesetzt hatte, in einem größeren Maßstabe vor sich gehen könnte.

„Und Alles dies danke ich Dir, Bruder Babolinus!“ rief Euphrasius aus und umarmte seinen Genossen in einer Aufwallung gerührter Dankbarkeit. „Aber was veranlaßte Dich, solche Berichte über mich einzusenden, ohne mir davon Mittheilung zu machen?“

„Weil ich wußte, Du würdest nichts zu Deinem eigenen Lobe geschrieben haben“, antwortete Babolinus. „Dies Alles ist Dein Werk, mein Bruder. Diese Schule, diese Kirche wären nicht gestiftet worden, wenn Du nicht gekommen wärest. Ich gestehe es, ich wußte nicht, daß meine Worte so großen Einfluß haben würden.“

„Die Bischofswürde gebührt eigentlich Dir, Babolinus. Ich hätte noch warten können“, sagte Euphrasius aufrichtig.

„Nein, mein Vater, ich bin ein alter Mann und nicht so begabt wie Du.“

Der neue Bischof Euphrasius vertiefte sich dann in die mitübersandten Zeitungen. Eine der ersten Nachrichten, auf die er stieß war eine Bemerkung in der angezeigt ward, daß der Baron von Velden vom Kaiser Napoleon zum Senator ernannt worden sei. Euphrasius wußte nicht, daß der Baron mit die Veranlassung dazu gegeben hatte, daß er zum Bischof ernannt worden war. Sein Einfluß hatte in der That sehr dazu beigetragen, daß man ihn, obwohl er noch so jung war, mit dieser hohen Würde bekleidet hatte. Im nächsten Monat sollten die neuen Missionäre ankommen, und er sollte dann nach Rom pilgern. Nach Rom! Dorthin standen seine heißesten Wünsche. Er trug in seinem Herzen einen Riesenplan: Ganz China mit einem Netzwerk von Missionschulen und Anstalten zu umspannen und das Christenthum dort unter den Hunderten von Millionen seiner Bevölkerung allgemein einzuführen. Dies, so sagte er sich, sollte die Aufgabe eines Lebens sein; dies war, so träumte er, die würdigste Rache, die er an der Frau nehmen konnte, die ihn einst um schändlichen Geldes willen geopfert und aufgegeben hatte. Ist schon Bischof, bald vielleicht Erzbischof, Kardinal — so wollte er einst vor sie hinretreten —

Armer Bruder Euphrasius! Im Buch des Schicksals stand für Dich etwas ganz anderes geschrieben.

IV.

Zwei oder drei Monate hierauf gelangte die Nachricht von einem großartigen Vutbad nach Europa, das die Chinesen unter den französischen Missionären angerichtet hatten. In Seiho-Tschin, so hieß es in den Zeitungen, war das Volk aufgestanden, hatte die Missionskirche und die Schule verbrannt und zweihundert Neubekehrte, die Kinder mit eingeschlossen, niedergemetzelt; auch der neuernannte Bischof von Seiho zusammen mit dem Bruder Babolinus und zwölf erst leztthin dort angekommene neue Missionäre waren umgekommen, nachdem man sie großen Mattern unterworfen hatte. So lautete der erste Bericht, der anlangte, und ein Schauer überlief Sybille, als sie die Schreckensbotschaft vernahm. Mehrere Tage lang trauerte sie um ihren ehemaligen Geliebten, der als Märtyrer im fremden Lande sein Ende gefunden hatte; ihre Angst und ihr Schmerz waren um so größer, als sie vor Jedem, selbst vor ihrem Gemahl, geheim halten mußte, was sie in ihrem tiefsten Innern bewegte. Allein Zeitungsnachrichten sind oft unsterk; wenige Tage darauf ward gemeldet, der Bischof von Seiho sei nicht getödtet worden, er allein sei der

ernstige Ueberlebende aus der allgemeinen großen Mekelei. Zugleich ward auch gesagt, daß der Bischof einen so erhabenen und großartigen Muth gezeigt habe, daß selbst die blutgerigen Chinesen von Bewunderung und Staunen hingerissen worden seien. Man hatte ihm seine Glieder auseinander gerissen, seine Füße und Hände mit Feuer versengt und geschmolzenes Blei auf seine Arme gegossen; drei Tage lang hatte man ihn mit der ganzen Raffinität, deren nur Chinesen fähig sind, gequält. Aber man hatte ihn nicht zu einem Widerruf bewegen können, und zuletzt hatten ihn die Dämonen, denen ein solcher übermenschlicher Muth imponirte, in Freiheit gesetzt. Allmählig trafen noch genauere Nachrichten der Zeitungskorrespondenten aus Schanghai ein, aus denen hervorging, daß die schreckliche Katastrophe in Selho durch den Franzosen Rigobert hervorgerufen und veranlaßt worden sei. Eine Gesellschaft vornehmer Chinesen, so ward erzählt, hätten eines Nachts bedeutende Geldsummen am Roulettisch Rigobert's verloren und im trunkenen Aerger angefangen, die Ausstattung des sogenannten Kasinos zu zerstören. Der Spielhöllenbesitzer Rigobert habe einen Revolver gezogen, um sein Eigenthum zu beschützen. Ein erbitterter Kampf habe stattgefunden; endlich hätten die Chinesen Feuer angelegt und das Kasino niedergebrannt, und eine aufgeregte Volksmasse habe den Ruf angestimmt: Nieder mit den Christen! Die Missionäre seien herbeigeeilt, um das Feuer löschen zu helfen, das sich bereits mehreren anderen Häusern mitgetheilt hatte; sie seien entweder sofort niedergemacht worden oder man hätte sie gefangen und nach schrecklichen Qualen umgebracht. Die trunkene und rasende Volksmenge habe das Werk der Vernichtung später fortgesetzt, die Kirche und Schule von Grund aus zerstört und alle diejenigen umgebracht, die sich geweigert hätten, das Kreuzifix mit den Füßen zu treten oder die heiligen Bilder anzuspeien. Gegen zweihundert Männer, Frauen und Kinder seien so in freudigem Bekenntniß ihres Glaubens gestorben und von europäischen Bewohnern sei nur der Bischof mit dem Leben davongekommen. Auch Rigobert, der Urheber des ganzen Unglücks, sei mit den Uebrigen getödtet worden.

Diese schreckliche Botschaft gelangte nach Frankreich in einem Augenblick, als die Pariser Gesellschaft kein besonderes Thema zur Diskussion hatte. Es war im Jahre 1865. Europa war ruhig und das zweite Kaiserreich auf dem Höhepunkt seines Glanzes. Es herrschte kein allgemeiner oder besonders gefährlicher Krieg, in der Politik war Alles still, und daher gab man sich mit ungetheiltester Aufmerksamkeit der Lektüre der Neuigkeiten hin, die aus dem fernen Chira in die Voudoirs der vornehmen katbolischen Damen drangen. Je lazier die Sitten und je leichtfertiger die Moral der höheren Stände unter dem Regime Napoleons III.

waren, umsomehr nahm man Gelegenheit, die Märtyrer zu bewundern, umsomehr war man darüber erstaunt, daß es in dieser lustigen und genußsüchtigen Zeit noch Männer gab, die eine wahrhaft antike Größe und Charakterstärke zeigten. Als bekannt ward, daß Monseigneur de Rocheville, so ward er jetzt als Bischof genannt, sich auf der Fahrt nach Frankreich zurück befand, und nachdem er Rom besucht, wahrscheinlich nach Paris kommen würde, war die öffentliche Neugierde in einem bemerkenswerthen Grade angefeuert worden. Rocheville war der Held des Tages, und als es endlich hieß, daß der hochherzige Märtyrerbischof wirklich in der frühlichen Seinestadt angekommen sei, da gab es kaum einen Mann oder eine Frau, die sich nicht dazu gedrängt haben würden, ihn zu sehen und ihn predigen zu hören. Bald darauf ward angekündigt, der Bischof würde auf der Kanzel der Notre-damekirche erscheinen, und Tausende bemühten sich, um einen Platz an dem Tage zu erhalten; denn das Geschlecht der Märtyrer ist in unserer Zeit zwar noch nicht ganz ausgestorben, aber doch ein seltenes geworden. Alles sehnte sich danach, einen Mann zu sehen, der sich um seiner Ueberzeugung willen hatte martern lassen. Zudem war dieser Bischof kein gewöhnlicher Priester, kein im Priesterseminar von Anfang an aufgezogener Mönch, der nichts von der weiten und lauten Welt verstand. Es war ein früherer Offizier, der mit Ehren gedient hatte und an dessen Namen man sich in militärischen Kreisen noch mit Stolz und Genugthuung erinnerte. Alle seine alten Regimentskameraden drängten sich an dem Tage in die Kathedrale, da sie instinktiv voraus ahnten, daß ein Mann, der so heroische Thaten verrichtet hatte, auch ein gewaltiger Prediger sein müsse.

Sybille hatte mehrere Tage, wie gesagt, in Angst und Sorge geschwebt und mit tiefem Schmerz die Nachricht erfahren, daß ihr früherer Verlobter todt sei. Dann hatte sie später mit überströmenden Augen und laut klopfendem Herzen den Bericht seiner heroischen Thaten gelesen. Sie vor allen Dingen mußte ihn hören und sehen. Von einem solchen Manne konnte sie nicht vorachtet werden. Sie mußte ihm Alles entdecken; sie mußte ihm erzählen, warum sie ihn aufgegeben hatte; dann erst, das fühlte sie tief, würde der Friede in ihr Herz wieder einziehen; dann erst konnte sie, ohne sich einer Sünde gegen ihren Gatten schuldig zu machen, an ihn denken und sich seiner erinnern.

Sybille schwankte mehrere Tage, ob sie sich nicht direkt an den Bischof von Selho wenden und um eine Audienz nachsuchen sollte. Doch sie erfuhr, daß er sich in das Franziskanerkloster zu Caen zurückgezogen, wo er die ersten Jahre als Mönch verlebt hatte; und daher beschloß sie, zu warten, bis er nach Paris zurückgekehrt sei und seine versprochenen Predigten in der Notre-damekathedrale gehalten hätte. (Schluß folgt.)

Das Stiftungsfest im Dorfe.

(Nachdruck verboten.)

Humoristische Ferien-Reminiscenz von Josef Lewinsky.

Raum zwei Tage befand ich mich in N., als ich schon vom Gesangsverein des Dorfes eine Einladung erhielt, seinem „Stiftungsfest“ beizuwohnen. Der musikalischen Pflichten ledig, die mich 11 Monate des Jahres an die Hauptstadt fesseln, hatte ich allerdings gehofft, die ersehnten Ferien in durchaus unmusikalischer Weise verleben zu können. Indessen wußte mir der Leiter des Gesangsvereins, dessen Bekanntschaft ich auf der Hinreise im Postwagen gemacht, von den Leistungen seiner Sängerschaft so wunderbare Dinge zu erzählen, daß ich, einen außergewöhnlichen Kunstgenuß erwartend, der freundlichen Einladung Folge zu geben beschloß.

Mit Trompetengeschmetter und Trommelwirbel, die vom Sammelplatze her ertönten, wurde der Beginn des denkwürdigen Tages den Bewohnern von N. angekündigt. Das Geburtstagskind, dem die Feier galt, war zwar noch ein Säugling unter den Gesangsvereinen, denn es war das erste Stiftungsfest, mit dem es debütierte; doch war die Theilnahme an seinem Gedeihen eine dem ganzen Dorfe gemeinsame, zumal die Mitglieder des Vereins in echt demokratischer Weise, vom Herrn Doktor bis zum Herrn Gemeindevorsteher, aus den sangeslustigen Männern aller Berufsstände sich rekrutirten.

Und so fand ich denn, als ich mich an der Dorfkirche — dem Rendezvous der Festtheilnehmer — einstellte, das ganze Dorf bereits versammelt, das mit allen Zeichen berechtigter Neugier „den Anfang“ kaum erwarten konnte.

Mit nervöser Geschäftigkeit schoß der Herr Dirigent, ein bewegliches, kleines Männchen mit einer großen Trompete, die ihm

an einer zu langen Schnur um die Schulter hammelte, auf mich zu und stellte mich den Herren vom Festkomitee vor, die durch blaue Bänder vor dem anderen „Volk“ ausgezeichnet, mit höchst würdevollen Gesichtern im Vordergrund der Ereigniß standen. Da hatte ich gleich die Ehre, die „Crème“ des Vereins kennen zu lernen: den Herrn Doktor, und den Herrn Posthalter, und den Herrn Buchhalter und noch verschiedene andere Herren, die etwas zu „halten“ hatten.

„Lieber Kollege!“ überfiel mich der Dirigent mit der Frage: „Haben's Lust, Ehrenmitglied unseres Vereins zu werden?“

„Ich würde die Auszeichnung zu würdigen wissen“, erwiderte ich höchst geschmeichelt.

„Na, dann müssen's uns halt aus der Verlegenheit reißen. Unser Solist im zweiten Basse ist uns nämlich plögl'ich heiser geworden. Wollen's seine Stimme übernehmen?“

„Ich würde dies mit dem größten Vergnügen“, antwortete ich, „wenn ich nur nicht die schlechte Angewohnheit hätte, ersten Tenor zu singen.“

„Thut nix, Freundchen, thut nix. Quetschen's sich halt ein Bißel in die Tiefe hinunter. Was unten nicht singen können, singen's oben, und was oben nicht geht, singen's halt gar nicht.“

Und ehe ich noch weitere Einwendungen erheben konnte, hatte der fürchterliche Sängerkapitän mir die Solostimme des zweiten Basses in die Hand gedrückt und mich einigen seiner Sänger übergeben, die, als ob sie ein Entweichen meinerseits befürchteten, mich sorglich in ihre Mitte nahmen. Ein Fluchtversuch würde mir auch nichts mehr genützt haben, denn eine Trompetenfanzare des

Dirigenten und Trommelwirbel des Gemeinde-Ausrufers gaben gleich darauf das Signal zum Beginn des Festes.

Wie wir sangen? — Der geneigte Leser wird gewiß kein unparteiisches Urtheil von mir erwarten, da ich ja doch „mitwirkend“ war; eine Kritik unserer Leistungen kann ich auch um so leichter unterdrücken, als unsere Zuhörer ihrem begeisterten Beifall nach der Ansicht waren, daß es etwas Schöneres auf dieser Welt nicht geben könne, welche Meinung übrigens der Herr Dirigent unbedingt zu theilen schien.

Als der letzte Ton verklungen war, bestieg der Herr Doktor eine Erhöhung, um die Bestrebde zu halten. Er war eine originelle Figur, dieser Hippokrates von N. Man denke sich eine kugelrunde kleine Gestalt in einem, im Laufe der Jahrzehnte viel zu eng gewordenen blauen Frack und weißen, viel zu weit gerathenen Pump-hosen. Einen Strohhut, unter dessen breiter Kränze eine ganze Famille Schutz gegen Regen und Sonnenbrand finden konnte, auf einem Haupte, dessen kleine, tief im Fleische stekenden Neuglein das Evangelium der guten Laune zu predigen schienen, während eine vergnügt in sich gekehrte rötliche Nase von anderen Dingen Zeugniß abzulegen schien. Ein um die Schulter geschwungenes riesiges Horn, das ich Anfangs für das Hörrohr eines Stodtauben hielt, das sich aber im Laufe des Tages als das Vereinstrinkhorn entpuppen sollte, vervollständigte die äußere Erscheinung des Bestrebdes, die dem inneren Wesen und der drastischen Art seines Vortrags vollkommen entsprach. „Wein, Weib und Gesang“ hatte er zum Thema seiner „Bestrebde“ genommen, und man muß gestehen, insofern er dies Thema vom rein medizinischen Standpunkte aus behandelte — er stellte beispielsweise die Behauptung auf: Wein, Weib und Gesang seien für alle Krankheiten die beste Medizin —, daß er der ärztlichen Praxis ganz neue Bahnen eröffnete, wenn sich auch darüber hätte streiten lassen, ob denn dem Weine, bei welchem er mit besonderer Vorliebe verweilte, in Krankheitsfällen in Wahrheit größere Heilkraft als dem Weibe und dem Gesange beizumessen sei.

Doch die Zuhörer, die vielleicht die ärztlichen Gebühren im Stillen berechnen möchten, waren mit den vom Bestrebder entwickelten Ansichten vollkommen einverstanden, denn sie jubelten seinen Worten begeistert zu. Damit hatte die Introduction des Festes ihr Ende erreicht, und da die Hauptfeier durch eine gesangliche Aufführung in dem mehrere Stunden entfernten Badeorte N. begangen werden sollte, so befanden wir uns bald auf dem Wege dahin.

Das Wetter war herrlich, der Weg durch den Wald prächtig und die Singlust des munteren Völkchens unbegrenzt. Man hatte nicht vergessen, die Notenmappe mit Trinkliedern zu füllen, und obgleich das gesangliche Oberhaupt flehentlich bat, die Stimme doch ja „für den Abend“ zu schonen, ließ man es sich nicht nehmen, jeden Baum, jeden Stein, jede „Ausficht“ anzufingen und gelangte schließlich dahin, „Wer hat dich, du schöner Wald“ als „Trinklied“ aufzufassen, wozu das Vereinstrinkhorn des Doktors die entsprechende Instrumentalbegleitung bot.

In unserer Gesellschaft befand sich ein schneeweiß gekleideter, hochaufgeschossener Jüngling, mit rötlichen, à la Stachelschwein emporgestäubten Haaren, der, dem Vergnügungs-Komitee angehörend, den Ehrgeiz hatte, seine vermeintlich vielfachen Talente bei jeder ihm passenden Gelegenheit zur Geltung zu bringen. Er hatte sich, wenn auch nicht mit besonderem Glück, bereits wiederholt hervorgethan, und jetzt plagte ihn ein böser Dämon, uns nach einem hohen Aussichtspunkte einen „viel schöneren und bequemeren Weg“ hinauszuführen zu wollen. Mit sträflichem Leicht-sinn überließen wir uns seiner Führung.

Anfangs ging's noch leidlich, aber bald befanden wir uns auf einem fast senkrecht aufsteigenden Wege, wo wir, den glühendsten Sonnenstrahlen preisgegeben, über Granitgerölle stolperten, über geknickte Tannen fielen und an dichtem Gestrüppe mit unseren Kleidern hängen blieben. Kein Wunder, daß wir, blutrünstig und geschunden, unserem Mißmuth über diesen „schöneren und bequemeren“ Weg Ausdruck gaben; doch unser stotternder Wegweiser suchte uns zu beruhigen: „Nur Geduld, liebe S. . . Sanktesbrüder“, sagte er, „es wird schon sich . . . schöner kommen.“

Wir hatten noch nicht die Hälfte dieses Weges zurückgelegt, als unser Doktor, dessen Leibessülle für derartige Exkursionen nicht geschaffen war, uns erklärte: „Kinder, ich kann nit mehr weiter; wenn Ihr mich nit hinauf tragt, trifft mich halt a Bissel der Schlag.“

Der Vermittler bot allerdings einen wahrhaft heimtückischen werthen Anblick. Die schwarze Farbe, womit er zur Feier des Tages seinen grauen Haaren „Jugend“ angedichtet hatte, floß

über sein schweißtriefendes Antlitz und gab ihm das Aussehen eines schlecht angerauchten Meerschäumkopfes. Dampfend wie ein gebratener Apfel setzte er sich auf einen Felsblock und erwartete von unserer Kollegialität seine Beförderung nach oben. Was blieb uns übrig, wenn wir den Medicus nicht in der Sonnengluth zurücklassen wollten, als uns zu Bierern abwechselnd mit der sündigen Fettmasse zu beladen und sie so, wenn auch unter Stöhnen und Achzen, hinaufzutragen.

Endlich war die Höhe erklimmen und eine längere Ruhepause in der daselbst befindlichen Restauration uns Allen willkommen; nur allein unser vielseitiger Wegweiser war unermüdet.

„P. . . Paßt auf, liebe S. . . Sanktesbrüder“, rief er, „ich werde Euch jetzt etwas v. . . vort. . . tunen.“

Und eh' wir's uns versahen, hatte das Universalgenie die Gallerie der Veranda, auf der wir saßen, erklettert und war eifrig bemüht, uns Proben seiner turnerischen Gewandtheit zu geben. Leider war das Holzwerk des Restaurationsgebäudes — was er in seinem Eifer übersehen hatte — Tags vorher mit gelber Farbe frisch gestrichen worden und hatte noch nicht die für derartige Intime Berührungen wünschenswerthe Trockenheit erlangt, ein Umstand, der der schneeigen Reinheit seiner Kleidung nicht besonders zuträglich war. Und als ob ein neckischer Zufall die Situation auch musikalisch hätte illustriren wollen, erklangen in diesem Augenblicke seitens eines Drehorgelkünstlers die Klänge des patriotischen Liedes: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?“

Daß dem malerischen Turner, der nun erst seinen Schaden besah, auch der Spott nicht erspart blieb, habe ich wohl nicht nöthig hinzuzufügen.

Im Hinblick auf die heute noch zu begehende gesangliche Feier wurde nun beschlossen, den Rest des Weges nach M. vom nächsten Dorfe aus zu Wagen zurückzulegen. Allein trotz des eifrigsten Suchens war in dem elenden Neste kein anderes Gefährt als ein altersschwacher Omnibus mit einem lendenlahmen Gaul vorhanden. Und wir zählten 35 Köpfe! . . . Der Kampf, der sich nun entwickelte, da von diesem unzureichenden Behikel Keiner ausgeschlossen bleiben wollte, ist schwer zu beschreiben.

„Ihr, die ihr hier eintretet, laßt alle Hoffnung zurück!“ deklamirte, mit Todesverachtung einsteigend, der Herr Posthalter. „Aber, liebes Gottchen, wo soll ich denn mit meiner Trommel hin?“ rief hin- und herrennend der Herr Gemeindeausrufer.

„Nicht drücken!“ — „Nicht queischen!“ — „D!“ — „Au!“ — „Macht dem Doktor Platz!“ — „Seid froh, Kinder, daß ich bei Euch bin, wenn Euch unterwegs ein Unglück passiert, kann ich Euch gleich den ersten Verband anlegen.“ — „Um des Himmels willen, ich muß noch hinein.“ — „Aber, meine Herren, schreit's doch nit so, ihr weid's ja nachher nit singen können“, rief der um die Stimmen seiner Sänger bekümmerte Leiter der Expedition, Trompetentöne der Verzweiflung dazwischen schmetternd.

Doch: „Das Unzulängliche, hier ward's Ereigniß“ — „Glücklich, wenn auch arg zusammengedrückt, war die Gesellschaft endlich untergebracht und die Fahrt konnte beginnen.“

„Hüh! Ho!“ ruft unser Phaeton, auf die traurige Mähre einhauend, — doch der Wagen rührt sich nicht von der Stelle. „Meine Herren, wenn nicht die Hälfte von Ihnen aussteigt, können wir nicht fahren.“

Ja, zum „Aussteigen“ hatte aber Keiner Lust, und wer weiß, welches das Ende gewesen wäre, wenn sich nicht für unseren armen Klepper nicht doch noch ein Bundesgenosse gefunden hätte, mit dessen Hilfe, von der gesamten Bewohnerchaft des Dorfes unterstützt, sich der Wagen endlich in Bewegung setzte.

Mit dem Herrn Gemeindeausrufer und seiner Trommel als „Spitzreiter“ (er hatte keinen anderen Platz als auf einem der Pferde gefunden) und dem, die „Fahne des Propheten“ (ein buntes Taschentuch) entrollenden und auf dem Schoße des Kutschers thronenden Herrn Buchhalter, hielten wir, nach abenteuerlicher Fahrt, von der Bevölkerung mit allen Zeichen heiterster Theilnahme begrüßt, unseren Einzug in M., wo ein vielbesuchtes Restaurant als Stätte unserer gesanglichen Wirksamkeit ausersehen war.

Der Wagen hält; die Erstgenannten entspringen dem Rücken des Pferdes und dem Schoße des Kutschers, doch die Insassen machen keine Miene, der Arche zu entsteigen.

„Na, warum steigt's denn nicht aus?“ — „Wer können ja nicht, die Klinke vom Wagen ist halt verloren gegangen.“ — „Oder so'n versiffliger Kerl hat sie unterwegs abgedreht.“

Die Untersuchung des Wagens ergab, daß der Drücker der Thüre in der That fehlte; dieselbe war verschlossen, die Sänger waren gefangen und konnten nicht heraus. Die Situation war kritisch. Daß man den „gesanglichen Theil“ des Stiftungsfeste

nicht im Omnibus feiern konnte, war klar. Kein anderer Ausweg blieb übrig, als eine Passage durch's Fenster, die allerdings nicht geringe Schwierigkeiten bot.

Der Erste, der die Fensterpromenade unternahm, der lange, magere Herr Seisenfieder, schwang sich mit kühner Behemung durch die schmale Oeffnung. Leider übersah er, daß das Trittbrett, auf welches er springen mußte — wohl zum Schutz gegen blinde Passagiere — mit eisernen Stacheln versehen war. „Ein solches Stiftungsfest ist mir auch noch nicht vorgekommen“, rief er mit kläglichem Stimm, als er mit zerrissenen Stiefeln von den Palisaden losgelöst wurde.

Diese „Palisaden“ waren aber nicht sonderlich geeignet, die in dieser „Festung“ Eingeschlossenen zu einem „Ausfall“ zu ermutigen. Ein lockerer Spree-Athener fand sich zwar noch leidlich mit dieser Mausefalle ab. „Wir Berliner“, sagte er, „kommen Sott sei Dank überall durch.“

Nun kamen jedoch einige „umfangreiche“ Sänger. „Faßt mich an und schiebt mich zum Fenster 'naus“, rief der Doktor seinen Schicksalsgenossen im Wagen zu. „Und Ihr draußen faßt mich auf; laßt mich aber nicht etwa auf die dummen Stachelbeeren da fallen. Und nun vorwärts!“ kommandirte er, den Kopf durch die verhängnißvolle Oeffnung steckend.

Von Innen wurde der Askulap jetzt an den Weinen ergriffen, von Außen bei den Armen gepackt, und so, halb geschoben und halb gezogen, gelangte er unter Ach und Weh, ruck und stoßweise über das fatale Trittbrett hinweg in's Freie, wo er denn, allerdings etwas stark aus der Bagon gebracht, wie ein Frachtstück, auf welchem „Vorsicht!“ geschrieben steht, möglichst behutsam auf die Erde gestellt wurde.

„Und athmete lang und athmete tief und bestrückte bei himmlische Licht“, deklamirte der zitateliebende Berliner.

„Ist denn kein Doktor in d'r Nähe, der mich untersuchen könnt', ob ich mir bei dem sauberen Auszug aus Egypten nir verletz hab'?“ sagte der Hippokrates von N., sich von allen Seiten befühnd.

Doch, Gott sei Dank, einige Druckfehler abgerechnet, war die humoristische Gesamtausgabe des Medicus noch ziemlich glücklich aus der Presse hervorgegangen und fand in ihrer Ungebundenheit das schlussigste Publikum.

Den auf dem Deck des Wagens Festgebannten war es aber inzwischen nicht besser ergangen. Da ein Herabsteigen von ihrer Höhe — Dank einer äußerst sinnreichen Bauart des Kumpelkastens — gleichfalls nur dann zu ermöglichen, wenn die Thür geöffnet war, so blieb ihnen nichts übrig, als sich als kühne Springer und Turner zu erweisen, und da war denn unser weiß-gelbes Universalgenie in seinem Element. (Ich hegte sogar den hochhaften Verdacht, daß er zu diesem Zwecke den Drücker abgedreht hatte.)

„Pp. . . Pfafft auf, geliebte Ss. . . Sfanfesbrüder“, rief er mit anticipirter Triumphtormiene sich durch seine röhlichen Borsten streichend, w. . . was ich jetzt für einen Rie. . . Rie. . . Riesensprung m. . . machen werde.“

Und ein würdiger Nachfolger des seligen Grafen Harras sprang er von der Höhe des Omnibus hinunter in die Tiefe. Unglücklicherweise hatte er bei seinem „Riesensprung“ vom Deck die Distanz nicht gehörig ermessen. Auf der Veranda, vor welcher der Wigen hielt, befanden sich nämlich eine Menge Badegäste, die den aus demselben sich entwickelnden Dingen belustigt entgegensehen. In eine solche, bei Bier und Kaffee ahnungslos sitzende Gesellschaft plumpfte nun der entseßliche Springer mitten hinein, in seinem Falle den Tisch mit den Gläsern und Tassen umkreisend und die greulichste Verwirrung und Verwüstung mit seinem Salto mortale anrichtend.

„Noch eine hohe Säule zeugt von entschwind'ner Pracht, Doch diese schon jebersten, kann stürzen über Nacht!“ deklamirte der Spree-Athener, den Chor der antiken Tragödie in die heutige Tragi-Komödie einführend.

Die Helden des Stiftungsfestes waren jetzt sämmtlich heruntergekommen und glaubten ihre gesangliche Mission nunmehr erfüllen zu können. Aber ach! bei den verschiedenen Sprüngen von der Höhe des Omnibus waren die Vereinsnoten wie ein Schwarm aus dem Käfig losgelassener Vögel in alle Winde geflogen und befanden sich im desolatesten Zustande. Das „Deutsche Vaterland“ war auseinander gegangen. Das „Schwert an meiner Linken“ steckte im „treuen deutschen Herzen“. Der „Tag des Herrn“ war in die „Naiennacht“ hineingerathen. Die „Wacht am Rhein“ befand sich „zu Straßburg auf der Schanz“, und „Knechten von Tharau“ verirrt sich unter die „lustigen Musikanten“.

Endlich waren alle Hindernisse beseitigt, die Noten ausgeheckt und der „gesangliche Theil“ sollte beginnen.

„Sind mer auch Alle beisammen, meine Herren?“ fragte der Dirigent.

„Das Tenorflöterchen seh ich nicht.“ — „Na, wo ist er denn?“ — „Wer weiß, was der wieder für Dummheiten ausheckt.“

Da die Stimme des Tenorflöterchen in dem Solo-Quartett, der ersten Nummer des Programms, nicht vermißt werden konnte, so gingen Einige, um den Fehenden zu suchen. Man suchte in allen Räumen des ausgedehnten Lokals, doch nirgends war das Flöterchen zu finden, und schon gab man den abenteuerlichsten Gedanken über sein Verschwinden Raum, als man in einem abgelegenen Theile des Hofes Jemand fürchterlich schreien hörte. In der Meinung, es müsse ein Mensch verunglückt sein, der nach Rettung schreie, ging man der Stimme nach, und da — aus einem Orte, den man nicht näher bezeichnen mag, trat uns lächelnden Antlitzes das gesuchte Tenorflöterchen — natürlich kein Anderer als das weiß-gelbe Turngenie — entgegen und rief uns mit dem Ausdruck höchsten Vergnügtseins zu: „Pp. . . Pardon, geliebte Ss. . . Sfanfesbrüder, ich habe mir für mein Et. . . Tenorsolo das hohe c nn. . . nur noch rasch mit B b. . . Brust eingeübt.“

Das Soloquartett war nun glücklich vereint, die Kehlen singefähig gemacht und der Herr Leiter hielt noch rasch eine Rede.

„Meine Herren“, sagte er, „mer stehen heite vor einem sehr feinen und kunstverständigen Publikum; zeigen mer, was mer können. Thut mer nur die Liebe, Kinder, und singt's recht nobel. Tenorflöterchen, das „hohe c“ nicht schreien. Basspompeterchen, das „tiefe f“ nicht schmettern. So, und nu habt Ihr auch Alle den richtigen Ton, meine Herren? — „Ja? — Na, dann lann's losgehn.“

Der Dirigent gab mit dem Taktstock das Zeichen; tiefe Stille trat ein; das Solo-Quartett sah sich bedeutungsvoll an, räusperte sich und begann.

Doch weh! was ist das? Welch greuliche Dissonanz! Das ist ja ein Sodom und Gomorra in Tönen!

„Mädchen mit dem rothen Mündchen“, begannen „recht nobel“ das Basspompeterchen und die beiden Mittelstimmen, während das Tenorflöterchen mit aller Kraft, deren es fähig war, „Das Wandern ist des Müllers Lust“ dazwischen schmetterte.

Die Wirkung dieses Doppel-Quartetts wider Willen war eine erschütternde. Die Zuhörer, durch die unmittelbaren Vorgänge bereits in die heiterste Stimmung versetzt, höhnten und lachten. Der arme Dirigent, der auf einen solchen Anfang nicht gefaßt war, verlor vor Schreck die Fassung, den Kopf und den Taktstock, während das Solo-Quartett einander in die Haare gerieth und dem fürchterlichen Tenorflöterchen, das sich mit seiner Abwesenheit beim Vertheilen der Noten, und mit einer „falsch gegriffenen Stimme“ zu entschuldigen suchte — die bittersten Vorwürfe machte.

Der Anfang war zugleich das Ende vom Liede, und das Ende des Stiftungsfestes — entsprach dem Anfang. . .

In strömendem Regen und bis auf die Haut durchnäßt, kehrten wir auf zwei Leiterwagen in später Nacht wieder nach N. zurück. Die Stimmung war eine gedrückte. Keiner sprach ein Wort; nur das weiß-gelbe Tenorflöterchen war noch ungebeugt und suchte seine „Sfanfesbrüder“ unter dem Fenster seiner Geliebten — wenn auch vergeblich — zu einem Standen zu bewegen.

„Kinder“, sagte der Doktor beim Abschied, „Ihr werd't morgen g'wiß Alle einen graußlichen Katarrh und grimmige Kater haben und wahrscheinlich nach mir schicken wollen. Damit ich aber Ruh' vor Euch hab', sag ich's Euch halt gleich: Ght, wenn Ihr nach Hause kommt, einen sauren Harung, das ist ein ganz probates Mittel für Euren jammervollen Zustand. So, und nu wohl bekomm's Euch, Kinder. Schön gut Morgen!“

Der gesangliche Leiter hatte keine Worte; in einem schmelzenden Trompetensolo lönte er seine Empfindungen in die Nacht hinaus, wozu der Rufer der Gemeinde „mit gedämpftem Trommelschall“ ihn begleitete.

Der klassische Spree-Athener aber faßte nach seiner Art die Ereignisse des denkwürdigen Stiftungsfestes durch eine Amalgamirung Schiller's und Goethe's zusammen, und sprach noch die tröstenden Verse:

„Lieben Freunde! es jab schönere Zeiten Als die unsern — das ist nicht zu streiten!“

doch: „Wer den Bestien seiner Zeit jenig gethan, Der hat jelebt für alle Zeiten!“